In der Welt verloren.

Roman von Fedor v. Zobeltitz.

(12. Fortsetzung.)

17. Kapitel.

In jenem unentwirrbaren Straßenchaos Neapels, das damals noch unter den Namen „Lazzaroniviertel" bestand, aber nach der letzten starken Choleraepidemie zum größten Theile niedergerissen worden ist, existirte zur Zeit unserer Erzählung eine vielbesuchte Schenke, die das seltsame Firmenschild „Zum springenden Esel" führte. Die Schenke stand ungefähr im Centrum des Lazzaroniquartiers, war aber tagsüber nur auf wenige Stunden geöffnet, wie denn überhaupt in diesem merkwürdigen, nunmehr fast ganz vom Erdboden verschwundenen Stadttheile erst mit Beginn der Nacht das Leben sich zu entfalten pflegte.

Stillschweigend duldete die Polizei dies nächtliche Treiben, ja, sie begünstigte es sogar, weil sie dadurch, daß es sich so öffentlich, gewissermaßen unter ihren Augen abspielte, eine ziemlich scharfe Kontrolle ausüben konnte. Gegen die Schenke „Zum springenden Esel" schien die heilige Hermandad aber ein besonderes Mißtrauen zu hegen, denn in ihrer Nähe konnte man zur Tag- und Nachtzeit beständig einige uniformirte Polizisten wahrnehmen, die mit scharfem Auge die im Gasthause verkehrenden Passanten musterten, freilich nur selten Gelegenheit fanden, in energischer Weise ihres Amtes zu walten. „Im „Springenden Esel" ging es äußerlich kaum anders her, wie in allen übrigen Gasthäusern gleichen Ranges, und doch hatte die Polizei allen Grund, das Treiben in dieser Spelunke aufmerksam zu beobachten: sie galt nämlich als ein Hauptversammlungsort der leitenden Mitglieder einer zwar unpolitischen, nichtsdestoweniger aber überaus gefährlichen geheimen Verbindung, die in allen gesellschaftlichen Schichten Neapels unter der Benennung „die Camorra" bekannt und — gefürchtet war.

Wer längere Zeit in Neapel gelebt hat, und mit den kaufmännischen Kreisen daselbst in Berührung gekommen ist, wird wissen, daß dem Neapolitaner noch heute die „Camorra" als ein wahrhaftes Schreckgespenst gilt. In Wirklichkeit ist der schädigende Einfluß dieser Gesellschaft freilich längst so abgeschwächt worden, daß man ihn nicht mehr zu fürchten braucht; es gab jedoch eine Zeit, in der er speziell auf die Kaufmannswelt der Golfstadt im höchsten Grade niederdrückend einwirkte. Wer nicht pünktlich seinen Beitrag in die Kasse der „Camorra" zahlte, der konnte gewiß sein, daß geheime Mächte unausgesetzt und rücksichtslos an seinem Ruin arbeiteten; sein Kredit wurde durch allerhand Machinationen untergraben, seine Waarenbestände wurden verdorben, kurz, man suchte ihn an den Bettelstab zu bringen.

Der „Springende Esel" gehörte, wie erwähnt, zu jenen Lokalitäten, in welchen, den Muthmaßungen der Polizei nach, die leitenden Häupter der „Camorra" zeitweise zu tagen pflegten. Das wachsame Auge der Polizei sah nun zwar richtig, aber dennoch nicht scharf genug, um die Mitglieder der gefährlichen Bande einmal auf frischer That zu ertappen. Erst als beim Niederreißen des ganzen Stadtviertels, das bei allen Choleraepidemien, die Neapel heimsuchten, immer den Hauptherd der schrecklichen Seuche gebildet hatte, Sturmbock und Axt auch gegen die morschen Mauern des verrufenen Gasthofes tobten und sie niederbrachen, sah man, in welch' schlauer Weise die Polizei von der „Camorra" getäuscht worden war. Aus dem größten Keller des Gasthauses führte nämlich durch einen verdeckten Eingang ein unterirdischer Gang in eines der Nebenhäuser, dessen Bewohner als harmlose und ungefährliche Leute galten. In diesem Hause, nicht im „Springenden Esel" selbst, auf den man in der Absicht, die Behörden irrezuleiten, die Aufmerksamkeit der Polizei lenkte, versammelte sich in gewissen Zeiträumen eine Schaar verwegener, mit dem Gesetze zerfallener Männer: die Anführer der neapolitanischen „Camorra".

Der Saal, der ihnen als Aufenthaltsort diente, war gleichfalls ein großes Kellergelaß, das indessen mit einer gewissen Behaglichkeit ausgestattet worden war. Eine Matte aus Binsengeflecht bedeckte den ganzen Fußboden und darüber waren noch hier und da kleinere Teppiche gebreitet. Verschiedene Tische und zahlreiche Stühle standen umher; die getünchten Wände schmückten einige Bilder. Von der gewölbten Decke hingen in ungleichmäßiger Vertheilung mehrere Ampeln herab.

Es war schon spät am Abend. Draußen in den winkeligen Gassen begann sich nach und nach das gewöhnliche nächtliche Treiben zu entfalten. Nur bis hinab in das Kellergeschoß des baufälligen Hauses neben dem Gasthofe „Zum springenden Esel" drang der ohrenbetäubende Lärm des Viertels nicht. Hier war es still, so unheimlich still, daß einer der beiden, soeben durch die nur für Eingeweihte entdeckbare Thüre eintretenden Männer eine Bemerkung nicht unterdrücken konnte.

„Geht es noch tiefer hinab, Conte?" sagte er. „Ich muß gestehen, daß die Kellerluft meine Nerven ein wenig bedrückt."

Der andere lachte. Er nahm an einem der Tische, auf dessen ziemlich sauber gescheuerte Platte die darüber hängende Ampel einen kreisrunden Lichtschein malte, Platz, und winkte Basil, sich ihm gegenüber zu setzen. In dem großen Raume befand sich außer den beiden kein Mensch, jetzt aber zwängte sich durch die schmale Thür ein behäbiges Männchen mit schlau-brutalem, roth gedunsenem Gesicht und kleinen weinleuchtenden Augen. Eine schmutzige Schürze umspannte den gewaltigen Leib in breiten Falten, auf dem ungefügen Kopfe thronte eine braunrothe, abgegriffene Kappe.

„Hierher, Don Enrico", rief Saccone. „Erlaubt, daß ich Euch einen neuen Freund, den Herrn Basilio, vorstelle, so, und nun bringt uns Wein! Aber nicht jenes dünne Gebräu, alter Freund, das Ihr schändlicher Weise als ‚Lakrimae Christi' unter die Leute bringt, sondern unverwässerten Zyperwein; ich weiß, daß Euch erst kürzlich wieder eine volle Ladung ins Haus geschmuggelt worden ist."

„Wie trefflich Sie in meinem Keller Bescheid wissen, Signor Emilio", grinste der Dicke, „mein eigener Küfer kennt die Fässer nicht besser! Haben Sie schon das Neueste gehört, Signor Emilio? Eine Schreckensnachricht, die zwar noch verheimlicht werden soll, für deren Wahrheit ich mich aber verbürge; drüben im Vicoletto Tremonte sind gestern Nacht zwei Cholerafälle vorgekommen....."

„Den Teufel auch!" Saccone erschrak und auch Laczarowski konnte sich eines Gefühls geheimen Grauens nicht erwehren. „Ist es sicher, Enrico, daß es thatsächlich zwei Fälle asiatischer Cholera gewesen sind?"

„Ganz sicher. Einer unserer Freunde, Doktor Benedetto, der Armenarzt, hat die beiden behandelt. Die Symptome wären unverkennbar, sagt er."

„Die Polizei ist noch nicht vom Auftreten der Cholera benachrichtigt worden?" fragte Saccone.

„Im Gegentheil", erwiderte der Wirth, „die Sache soll geheim gehalten werden, wie ich Ihnen schon sagte. Doktor Benedetto zittert am meisten vor dem Umsichgreifen der Seuche; er kann nicht vergessen, daß das Volk vor drei Jahren einen seiner Kollegen buchstäblich in Stücke gerissen hat."

„Das ist allerdings eine wenig verlockende Aussicht für den Pfiasterkasten, da begreife ich seine Angst. Wie kommt's, daß es heute so leer ist?"

Don Enrico zuckte mit den Schultern.

„Weiß nicht, es wird wohl noch voll werden. Es giebt übrigens viel zu thun, seit die Fremdensaison begonnen hat. Bei Girolama Leri ist gestern Nacht die Kasse erbrochen und ausgeraubt worden."

„Aha, das ist der Kerl, der sich unseren Mahnungen gegenüber auf das Gesetz berief! Sehr brav, wer hat den Coup eingeleitet?"

„Reni, der ‚Baumeister'."

„Famoser Bursche, er versteht das Geschäft! Ich erwarte ihn übrigens; er versprach, pünktlich um Mitternacht hier zu sein, und er pflegt doch sonst Wort zu halten. Aber nun Wein her, Enrico, Ihr habt uns mit Euren Cholera-Geschichten die Kehle noch heißer gemacht!"

Der dickte Padrone nickte, wischte sich mit dem Schürzenzipfel den tropfenden Schweiß von der Stirn und trottete ab.

„Warum so schweigsam, Basil?" Saccone schaute durch sein Monocle den Gegenübersitzenden forschend an. „Sind Ihnen die Schauergeschichten des schwatzhaften Enrico in die Glieder gefahren?"

„Das weniger, aber ich muß mich erst nach und nach an die seltsamen Geschäfte gewöhnen, die hier besprochen werden. Mein einziger Wunsch ist der, mit Dampfkraft über den Ozean zu kommen."

„Es würde Ihnen indessen nicht unangenehm sein, einige Hunderttausend mit hinüberzunehmen?"

„Das kann ich nicht leugnen, ich glaube aber nicht mehr an die Möglichkeit eines solchen Glücksfalles."

„Weil Sie aus Aerger über die letzten Mißerfolge zaghaft geworden sind, mein Theurer. Ich denke anders. Der Plan, den Sie seit Jahren verfolgten und den Sie thörichter Weise aufgegeben haben, weil Ihre Kombinationen nicht ineinander greifen wollten, muß unter allen Umständen weitergeführt werden. Zu diesem Zwecke brauchen wir Geld, viel Geld. Da Ihr Schwager Illburg Ihnen, respektive uns nicht gutwillig helfen will, so müssen wir uns seine Hilfe erzwingen, und ich denke, eine ‚Sequestration' wird zum Ziele führen."

„Ist das ein Kunstausdruck?"

„In diesem Falle ja. Die hübsche Sitte des Sequestrirens stammte ursprünglich aus Sizilien, doch auch in Neapel wird sie, wie Sie aus den Zeitungen ersehen können, noch recht häufig gehandhabt. Es ist ein sehr einfaches Verfahren. Das Opfer der Sequestration wird zu gelegener Stunde von einigen handfesten Burschen überfallen, geknebelt, gebunden und in aller Verschwiegenheit an einen polizeisicheren Ort gebracht, an dem man den Betreffenden so lange zurückhält, bis das geforderte Lösegeld gezahlt worden ist."

„Also ein ganz gewöhnlicher Banditenstreich?"

„Sagen wir ‚energische Selbsthilfe', das klingt besser. Ich bin überzeugt, daß Herr von Illburg nicht lange zögern würde, uns eine Anweisung über einige hunderttausend Franken zu geben — die Langeweile thut viel. Haben wir aber erst einmal dieses Kapital in der Hand dann können wir unsere Nachforschungen nach dem verschwundenen Millionendiebe mit bei weitem erhöhterer Kraft fortsetzen. Madame Bulikoff ist uns zwar zuvorgekommen und hat bereits einen Spezialagenten, den Doktor Rocera, auf die Suche geschickt, aber ich glaube nicht, daß dieser Edle Hervorragendes erreichen wird, denn seine Auftraggeberin soll in letzter Zeit recht sparsam geworden sein."

Laczarowski stierte glanzlosen Auges vor sich hin. Ein wildes Lächeln spielte um seinen Mund, während die aufeinander gepreßten Zähne leise knirschten. Plötzlich richtete er den über den Tisch geneigten Oberkörper auf und seine Rechte legte sich fest um den Arm des Genossen.

„Sie ist geizig, die schöne Hexe", sagte er mit heiserer Stimme, „daß weiß ich am besten! Aber ich weiß auch, daß ihr von dem erschwindelten Vermögen ihres Gatten auch noch ein stattlicher Rest verblieben ist, ein Rest, der es wohl lohnen würde —"

Der Sprechende brach ab und schielte zu Saccone hinüber, um die Wirkung seiner Anspielung zu beobachten. Der „Conte" war indessen ziemlich gleichmüthig geblieben, er nickte nur mit dem Kopfe.

„Ein doppelter Fang, desto besser", meinte er kurz. „Die kecken Ideen scheinen Sie zu reizen. Wie kommen Sie aber auf die Muthmaßung, daß das Vermögen der Bulikoff ein erschwindeltes sei?"

Laczarowski lachte. „Muthmaßung? Oho, lieber Emilio, ich pflege nur mit Thatsachen zu rechnen! Der alte Bulikoff, geheimer Staatsrath, Ritter hoher Orden, Präsident aller möglichen und unmöglichen Aktienschwindeleien und was weiß ich, war von meiner Mutter Seite her ein entfernter Verwandter von mir. Eine noble Verwandtschaft — ich hätt' mich den Teufel um diese Blutsbande gekümmert, wär' der Alte nicht mehrfacher Millionär gewesen! Grad' so wie ich, dachte auch meine selige Mutter und ihr Töchterlein Wanda, meine vielgeliebte Schwester. Kamen da die beiden eines schönen Tages von ihrem polnischen Gütchen nach Petersburg herüber; sie hätten gehört, dem lieben greisen Oheim gehe es recht schlecht, sie wollten daher den armen alten Herrn mit weiblicher Zartgefühligkeit pflegen, damit er sich noch recht viele, viele Jahre des schönen Daseins erfreuen könne. In Wahrheit hatten indessen die beiden erfahren, daß Bulikoff mit seiner jungen und schönen Gattin in bitterster Feindschaft lebe, und daß er gesonnen sei, sie zu enterben. Der Alte hatte Madame Clelia auf einer italienischen Reise in irgend einem Salon Neapels kennen gelernt. Die dämonische Schönheit dieses Weib fachte in seinem ausgebrannten Herzen Gluthen an, die ihn zu verzehren drohten. Der Marquis Bentiventi, an den er sich thörichterweise zuerst wandte, schlug ihm rundweg die Hand seiner Tochter ab, der reiche Russe war dem adelsstolzen Herrn kein würdiger Schwiegersohn. Anders dachte Clelia selbst; sie war der beständigen Entbehrungen und des glänzendes Elends, das sie im väterlichen Hause umgab, müde; die Millionen Bulikoffs und die Aussicht, eine Rolle in der vornehmen Welt spielen zu können, reizten sie mächtig. Und so konnte die Gesellschaft Neapels sich eines freundlichen Morgens an der Nachricht ergötzen, daß die Tochter Bentiventis von dem russischen Nabob nach amerikanischem Muster in höchst romantischer Weise entführt worden war. Die kurze Ehe war übrigens sehr unglücklich. Ich trieb mich derzeit in Petersburg herum und hatte die schöne Madame Bulikoff bei Gelegenheit eines Wohlthätigkeitsbazars, auf dem sie als Sizilianerin brillirte, kennen gelernt. Sie selbst, mehr aber noch die absonderlichen Verhältnisse ihres Ehelebens, die übrigens ganz offenkundig waren, interessirten mich lebhaft. Eine Annäherung war nicht schwer, es dauerte auch nicht lange, so waren wir gute Freunde. Ich zog meine magischen Kreise um die schöne Frau enger und enger, bis eines Tages meine Mutter und meine Schwester auf der Bildfläche erschienen und mir die wohlerwogenen Berechnungen zu zerstören drohten. Bulikoff hatte schon vor zwei Jahren, zu jener Zeit, da er mit Clelia noch in besserem Einvernehmen lebte, ein Testament zu Gunsten seiner Gattin auf dem Gerichte deponirt, sich aber Klauseln vorbehalten. Wenige Stunden vor seinem Tode kam er, durch Wanda und meine Mutter beeinflußt, auf die Idee, diesen beiden so arme Legate auszusetzen, daß für Clelia nur verhältnißmäßig unbedeutende Kapitalien blieben. Clelia hatte von der Absicht ihres Gatten Kenntniß erhalten und stürzte eilig zu mir. Meine Maßregeln waren schnell getroffen; es gelang mir, den Diener Bulikoffs, der die Gerichtspersonen holen sollte, und den ich bereits öfters für meine Zwecke gebraucht, abzufangen und unschädlich zu machen. Während der Bursche in meiner Wohnung eingeschlossen gehalten wurde, starb Bulikoff, ohne seine Absicht durchgeführt zu haben. Frau Clelia blieb somit seine Universalerbin, und Wanda mußte mit ihrer Mutter grimmigen Herzens wieder abreisen; von dieser Zeit ab datirt aber ihr unversöhnlicher Haß gegen mich. Der Diener Bulikoffs gab sich anfangs mit den Bestechungssummen, die Clelia ihm zuwarf, zufrieden, doch nicht lange; seine Forderungen wurden immer unverschämter, und als er einst die Kühnheit besaß, der Bulikoff in einer so frechen Art gegenüber zu treten, daß diese sich in ihrer Ehre verletzt glaubte, feuerte sie in aufflammender Wuth eine Pistole auf ihn ab und schoß ihn nieder. Das Verbrechen wurde nicht offenkundig, die vor Verzweiflung über ihre That halb wahnsinnige Bulikoff aber duldete es nicht länger in Petersburg; sie floh nach Genf — und ich folgte ihr. Lange Zeit hindurch wußte ich sie als verkörpertes böses Gewissen in Schach zu halten, bis der Teufel sein Spiel trieb und sie mir entführte."

„Das heißt", fiel Saccone mit eigenthümlichem Lächeln ein, „bis Madame Bulikoff Heimweh verspürte und sich unter die schützenden Fittiche ihres Herrn Papas begab. Das ist zweifellos ein höchst fataler Ausgang der Sache für Sie gewesen, mein lieber Basil, aber trösten Sie sich, wir werden doch noch einmal mit der schönen Clelia in Geschäftsverbindung treten. Ein Besuch bei Madame Bulikoff lohnt sich nicht allein der Werthpapiere halber, die sie in ihrer Kassette bewahrt, sondern auch wegen der Brief Noceras; es ist immerhin möglich, daß der schlaue Fuchs im eigensten Interesse mit Eifer nach den Spuren des verschollenen Illburg sucht und über seine Thätigkeit der Bulikoff berichtet. Ich trage mich übrigens mit noch weitgehenderen Plänen. Wir müssen versuchen, die wirkliche Erbin, jenes junge Mädchen, das sich gegenwärtig im Hause Ihres Schwagers befindet, gänzlich in unsere Gewalt zu bekommen. Mir sind genug Ortlichkeiten in und um Neapel bekannt, die das an sich schon etwas trübe Auge unserer Polizei kaum je finden wird, und eine Entführung ist unschwer in Szene gesetzt."

„Ich sehe nur den Zweck eine solchen nicht recht ein", warf Laczarowski dazwischen. „Was nützt uns Mabel Lupo, da doch auch ihr der Aufenthalt des Räubers ihres Vermögens unbekannt ist?"

Saccone runzelte die Stirn und wiegte den Kopf hin und her.

„Sie klammern sich immer an das Nächstliegende und lassen das Entferntere außer Betracht", entgegnete er in leicht ärgerlichem Tone. „Sobald Mabel Lupo verschwunden ist, kann sie nicht mehr als rechtmäßige Erbin auftreten, das wäre der Hauptvortheil dieses Coups. Ueberlassen Sie alle diese Arrangements nur mir, lieber Freund; ich kann Ihnen versichern, daß ich mit großer Vorsicht zu Werke gehe."

Saccone rückte mit seinem Stuhl näher an Laczarowski heran, der ziemlich interesselos vor sich hinstarrte.

18. Kapitel.

„Es ist ein Fremder draußen, der dem Herrn Baron seine Aufwartung machen möchte", meldete der Diener Illburgs.

Egon wandte sich ärgerlich um, er vermuthete eine Bettelei oder dergleichen.

„Melde dem Herrn, daß ich um seine Karte bitten lasse", gab er zurück.

Es währte einige Minuten, ehe der Diener zurückkehrte. Er trug einen kleinen Briefumschlag ohne Adresse in der Hand, den er Illburg überreichte.

Mit Erstaunen betrachtete Egon einen Augenblick das verschlossene tongelbe Couvert und schlitzte es dann mit dem Falzbein auf. Eine Visitenkarte fiel ihm entgegen; sie trug in winzigen Lettern den Namen: „Albert C. Dalton"; darunter war mit Bleistift geschrieben: Geheimdetektiv" und „mit besonderer Vollmacht". In der linken Ecke der kleinen Karte stand, litographirt wie der Name Dalton, die Adresse: „London. 107 Viktoria Street."

Illburg schüttelte den Kopf. Was wollte ein englischer Geheimpolizist bei ihm?

„Lasse den Herrn eintreten", sagte er.

Mr. Dalton war ein hochgewachsener Mann, mit einem Gesicht, das einem presbyterischen Geistlichen hätte angehören können.

Er verbeugte sich ehrerbietig und trat mit einer gewissen gemessenen Feierlichkeit auf Egon zu.

„Verzeihen Sie meine Störung, Herr von Illburg", sagte er, und gestatten Sie, daß ich mich legitimire. Das gehört zur Sache."

Er griff in die Tasche, holte ein ledernes Notizbuch hervor und legte Illburg einige Papiere vor.

„Es handelt sich kurz um folgendes, mein Herr", begann er abermals. „Im April dieses Jahres erbat sich der Gouverneur von Jamaika die Unterstützung der Londoner Polizei in einem interessanten Kriminalfalle. Ich habe nicht die Absicht, Sie mit den Details dieser Angelegenheit zu behelligen, sondern führe nur das wichtigste an. Das jamaikanische Gouvernement ersuchte uns zuvörderst um möglichst genaue Recherchen über den Verbleib einer gewissen Miß Mabel Lupo, aus Kingston gebürtig. Man vermuthete ein Verbrechen und man belegte diese Muthmaßungen mit Beweisen. Ich wurde vom Chef der Kriminalabtheilung mit den nöthigen Instruktionen versehen und begann ungesäumt meine Forschungen. Leider lagen die Fäden ziemlich klar zu Tage, so daß ich zu meinem lebhaften Bedauern bis jetzt mit nur wenig Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Behörden in Kingston benachrichtigten mich, daß Miß Mabel Lupo Ende August oder Anfang September Jamaika in Begleitung einer Familie Stefferson verlassen hatte. Die Steffersons waren laut der Passagierlisten des Schiffsbureau mit dem Dampfer ‚Prinz of Wales' über Marseille nach Neapel gereist. Ich fuhr sofort hierher, durchstöberte die Fremdenbücher sämmtlicher Hotels und war so glücklich, den gesuchten Namen schon in den ersten achtundvierzig Stunden aufzufinden. Aber auch nur den Namen — die Steffersons hatten Neapel bereits verlassen und waren nach Pisa übergesiedelt; von Pisa trieb ihre Spur mich nach Livorno und von dort nach Florenz. Hier fand ich sie endlich und mußte von ihnen hören, daß Miß Lupo in den Dienst einer deutschen Familie in Neapel getreten sei; den Namen dieser Familie hatte Mr. Stefferson selbstverständlich längst vergessen. Der letztere Umstand war mir sehr angenehm, denn nun hatte ich Hoffnung, daß die Sache sich verwickelter gestalten würde. Leider war das nicht der Fall. Auf der hiesigen Hauptpost wußte man, daß Miß Lupo ihre Briefe unter der Adresse ‚Baron von Illburgs' erhielt — alles weitere war Kinderspiel. Entschuldigen Sie die langen Ausführungen, sie gehören zur Sache. Kann ich Miß Mabel Lupo sprechen?"

Egon hatte den Schwall der Worte ruhig über sich ergeben lassen und war äußerlich kühl und gleichgültig geblieben, obwohl jeder Nerv an ihm zitterte.

Er erhob sich.

„Gewiß", entgegnete er, „Miß Lupo ist im Hause."

Er drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke neben der Thüre und ließ Mabel durch den Diener rufen.

Sie erschien sofort und schaute verwundert auf den sich tief vor ihr verneigenden Detektiv.

„Der Herr hier, Mr. Dalton aus London", sagte Egon und wies mit vorstellender Handbewegung auf diesen, „ist Beamter der englischen Polizei und hat Sie, Miß Lupo, mit vieler Mühe ausfindig gemacht, um Ihnen wichtige Nachrichten zu überbringen.

Mabel zuckte bei den betonten Worten „Beamter der englischen Polizei" zusammen und alles Blut trat aus ihrem Antlitz. Ein Zittern überlief sie.

„Wichtige Nachrichten?" stammelte sie und schaute fragend auf.

Mr. Dalton trat einen Schritt vor.

„Allerdings, mein Fräulein", entgegnete er. Er wiederholte zunächst kurz das, was er schon Illburg erzählt hatte und fuhr dann fort: „Vor Jahresfrist ereignete sich in Marseille ein Verbrechen, über welches die dortigen polizeilichen Behörden lange Zeit vergeblich nach Aufklärung gesucht hatten. Am Quai de la Joilette, in der Nähe des Docks, war der Leichnam eines jungen Mannes gefunden worden, dessen Brust genau an der Stelle des Herzens von einem tiefen Messerstich durchbohrt worden war. Daß ein Mord vorlag, erschien durchaus zweifellos. Die Leiche war im Bassin de la Joilette an den Quai herangespült worden, man nahm daher an, daß der Mörder sein Opfer im letzten Moment in das Wasser gestoßen hatte. Der Getödtete war, wie ich schon erwähnte, ein noch junger Mann von schlanker und vornehmer Erscheinung. Auffallend war, daß er keinen Rock, sondern nur Weste und Beinkleider trug, diese aber aus feinem Tuch und von elegantem Schnitt. Selbstverständlich nahmen sich die Polizeibehörden der dunklen Angelegenheit sofort in energischer Weise an. Ein genaues Signalement des Todten kam in allen Zeitungen zum Abdruck, außerdem wurde demjenigen, der zur Entdeckung des Mörders beizutragen vermochte, ein Preis zugesichert. Wochen und Monate verstrichen, und niemand meldete sich; der Ermordete war längst bestattet worden und seitens der Gerichte begann man bereits zu zweifeln, daß die düstere That enthüllt werden würde. Da meldete sich eines Tages ein alter Fischer auf einem der städtischen Polizeibureaux. Er hatte beim Krabbenfang zwischen den riesigen Molensteinen, die das Bassin de la Joilette umgeben, einen Rock gefunden, der von den Wassern jedenfalls in die Steinritzen hineingedrängt worden, immer tiefer gesunken und schließlich in eine kleine höhlenartige Oeffnung gerathen war, in der die zerstörenden Einflüsse der Wellen und der Luft ihm nicht mehr schaden konnten. Der Rock war noch ganz gut erhalten, bis auf ein genau abgezirkeltes schmales Loch auf der linken Seite, das von dunklen Flecken umgeben war, in denen die gerichtlichen Chemiker verwaschene Blutfärbungen erkannten. Nach den genauen Untersuchungen, die man bezüglich des ermordeten Unbekannten seiner Zeit vorgenommen hatte, und nach einer Vergleichung mit den durchbohrten Kleidungsstücken, die jener getragen, ließ sich ermitteln, daß auch der aufgefundene Rock dem Getödteten angehört haben mußte. Es lag demnach kein Zweifel mehr vor, daß der Mörder seinem Opfer, bevor er letzteres in das Wasser gestoßen, dies Kleidungsstück ausgezogen hatte. Auch der Grund, der den Mörder zu dieser Vorsicht getrieben, war bald gefunden. Auf dem inneren Kragen des Rockes war nämlich mit rother Seide ein Name eingestickt, wie man vermuthete, die Adresse des Schneiders, bei welchem das Kleidungsstück angefertigt worden war. Ich habe diesen Namen vergessen, er thut auch nichts zur Sache. Unter dem fraglichen Namen standen dagegen zwei Worte, die behufs Feststellung der Persönlichkeit des Ermordeten von eminenter Wichtigkeit werden sollten — die Worte: „Kingston — Jamaika..."

Ein leiser Seufzer, den Illburg ausstieß, unterbrach den Erzählenden in diesem Augenblicke. Mr. Dalton hatte bis jetzt in ruhigem, fast geschäftsmäßig klingendem Tone gesprochen, als statte er nur einen schlichten Bericht ab, der in seinen Zuhörern gar kein tieferes Interesse erwecken könne. Und doch — mit wie gespannter Aufmerksamkeit lauschten diese beiden den Worten des Detektivs! Der schlanke Körper Mabels lang tief in den Polstern des Fauteuils; ihr Haupt war auf die sich leise hebende Brust gesenkt, und die langen, dunklen Wimpern fielen über die Augen herab, den Blick verschleiernd.

(Fortsetzung folgt.)

Boshaft.

„Da schau einmal diesen phänomenalen Glockenhut!"
„Die Glocke wäre schon recht — aber der Glockenschwengel!"

's ist schwer.

Student Faß: „Wirklich wahr, 's ist so; jetzt hatte ich mir vorgenommen, sparsamer zu leben, aber seit ich nicht mehr so elegant angezogen bin, pumpt mir kein Mensch mehr was!"

Mißverstanden.

„Johann, holen Sie mir aus dem Schreibtisch in meinem Arbeitszimmer...."
„Die kleine Kiste Cigarren?"
„Ja .... wie haben Sie die denn gefunden?"
„Großartig, Herr Baron!"

Vom Kasernenhofe.

„Was sind Sie, Hartmann?"
„Einjährig-Freiwilliger im ersten Infanterie-Leibgarde-Regiment."
„Schon gut. Ich meine, was sind Sie in Ihrem Civilberufe?"
„Mineralogo, Herr Unteroffizier."
„So! Wir gebrauchen aber hier keine Fremdwörter ... Sie sind also Selterswasserfabrikant."

Eine Suffragette hat behauptet, daß große Füße ein Beweis von Verstand sind. Die Dame ist zur Zeit in Chicago.

Am anhänglichsten sind die Sorgen, sie verlassen uns nicht, wenn es uns auch noch so schlecht geht.